

# Empathie, Medien und Jugendschutz

## Mitgefühl kann auch zu Gewalt und Intoleranz führen

Joachim von Gottberg

Die Fähigkeit, sich in andere einzufühlen, ist eine wichtige Voraussetzung für das Funktionieren von Gemeinschaft. Nur so ist es möglich, sich schnell und ohne langwierige Überlegung in eine Gruppe einzufügen und als Teil der Gruppe sinnvoll zu handeln. Bei Tieren ist diese Fähigkeit fast noch wichtiger als bei Menschen, weil eine differenzierte Sprache zur Kommunikation oder Organisation des Handelns nicht zur Verfügung steht. Tiere sind instinktgebunden, sie reagieren nach festgelegten Regeln, die sie selbst gedanklich weder erkennen noch verändern können. Menschen hingegen sind instinkt-reduziert – sie kompensieren diesen Mangel durch Regeln, Moral oder Gesetze, die sich im Zuge der Kulturgeschichte herausbilden.

### Empathie als Grundlage humanistischer Werte

Empathie, das gedankliche und gefühlsmäßige *Einssein* mit dem anderen, bietet eine wichtige Grundvoraussetzung für religiöse und gesellschaftliche Wertvorstellungen. Ganz deutlich sehen wir das an einem der Kernsätze christlicher Ethik: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Dieses *Doppelgebot* der Liebe beinhaltet mehr als die Aufforderung, den Nächsten zu lieben. Da wir den Nächsten lieben sollen wie uns selbst, ist die Eigenliebe eine Voraussetzung für die Nächstenliebe. Nächstenliebe bedeutet also nicht, den anderen über sich selbst zu stellen. Dahinter steckt eine Menge Pragmatismus. Aus dieser Tradition resultieren nicht zuletzt die Werte des Sozialstaates, die Solidarität, die Hilfsbereitschaft gegenüber den Schwächeren oder die Verantwortung der reichen Staaten gegenüber der Dritten Welt.

Die modernen Medien haben diesen Prozess der Wertentwicklung und des Wertewandels radikal verändert. Zusammen mit der rasanten Entwicklung schneller Verkehrstechnologien haben sie den faktischen Erfahrungshorizont des Durchschnittsmenschen zumindest in den Industrieländern in weniger als 100 Jahren von der Dorfgemeinschaft auf die gesamte Welt erweitert. Das bedeutet nicht nur eine explosionsartige Vermehrung von Informationen, die wir verarbeiten müssen, sondern auch eine rasant zunehmende Einsicht in Probleme, Kriege,

Katastrophen, politische Krisen oder Hungersnöte. Unsere Empathiefähigkeit, unsere Hilfsbereitschaft und Solidarität werden dadurch enorm strapaziert. Gerade als Bürger eines reichen und politisch einflussreichen Landes fühlen wir uns gefordert, materiell und humanitär zu helfen oder den Streit zwischen Konfliktparteien zu schlichten.

### Unterschiedliche empathische Reaktionen

Betrachtet man die Konfliktherde, Krisenregionen oder Katastrophengebiete der letzten Jahre, so fällt auf, dass sie sowohl in der Politik als auch in der Bevölkerung mit sehr unterschiedlichem Engagement wahrgenommen wurden. Dabei spielt das Ausmaß an menschlichem Leid und an begangenen Grausamkeiten nicht die entscheidende Rolle. Die Konflikte in Ruanda oder in Somalia sind an Grausamkeit und an der Anzahl von Opfern kaum zu überbieten. Trotzdem wurden sie außerhalb von politisch interessierten Zirkeln nur wenig wahrgenommen. Zwar haben die Medien darüber berichtet, aber auch ihr Engagement hielt sich in Grenzen. Wäre mehr Aufmerksamkeit entstanden, wenn die Medienunternehmen mehr Reporter in die Krisengebiete geschickt hätten und so mehr emotionalisierende Bilder gezeigt worden wären? Vielleicht ist dies auch gerade deshalb nicht geschehen, weil die Medienunternehmen ahnten, dass das Interesse nicht

ausreicht, um entsprechende finanzielle Investitionen zu rechtfertigen und zu refinanzieren. Eines scheint klar: Empathie gegenüber Hilfsbedürftigen und die daraus entstehende Hilfsbereitschaft bilden einen komplexen Prozess, der nicht nach mechanischen Regeln abläuft.

Versuchen wir, Gesetzmäßigkeiten zu finden. Der Tsunami, dem am zweiten Weihnachtstag 2004 am Indischen Ozean über 200.000 Menschen zum Opfer fielen, zog eine der erfolgreichsten Spendenaktionen nach sich. Bei dieser Naturkatastrophe kamen viele Faktoren zusammen, die für große Aufmerksamkeit und Empathie sorgten: die Anzahl der Opfer, der Überraschungseffekt (niemand hatte mit einer solchen Katastrophe gerechnet), die völlige Unschuld der Opfer (sie hatten in keiner Weise zu der Katastrophe selbst beigetragen), der hohe Anteil an deutschen Opfern, die Tatsache, dass Thailand, Sri Lanka oder Indonesien Urlaubsgebiete sind, in denen viele von uns gerne den Urlaub verbringen, sodass wir theoretisch auch hätten betroffen sein können. Wichtig war aber auch, dass die Medien vor Ort präsent waren und nicht nur abstrakte Daten über die immense Zerstörung, sondern auch viele emotionalisierende Beiträge zu dem Schicksal einzelner Opfer oder Überlebender vermittelten. Die konkrete Begegnung mit den Opfern, die ein Gesicht und eine Geschichte haben, macht aus Zahlen Menschen, mit denen wir fühlen und mit denen wir leiden. Abstrakte Informationen sind nur bedingt geeignet, Mitgefühl zu erzeugen. Folgen wir Berichten aus der Hirnforschung über Spiegelneurone, so scheint es durchaus plausibel, dass die Nervenzellen, die den Spiegeleffekt des anderen im eigenen Gehirn ermöglichen und damit die physiologische Grundlage für Empathie bilden, stärker auf das Abbild eines konkreten Gegenübers reagieren als auf nüchterne Zahlen, die zwar die Ratio ansprechen, aber keine Spiegeleffekte auslösen.

Vergleichen wir die Faktoren, die wir bezüglich hoher Empathiewerte beim Tsunami aufgestellt haben, mit den vergleichsweise geringen Empathiewerten beim Völkermord in Ruanda. Nach einem Konflikt zwischen der Regierung und der Rebellenbewegung (Ruandische Patriotische Front) kamen 1994 innerhalb von 100 Tagen weit über 500.000 Menschen ums Leben. Die internationale Staatengemeinschaft spielte den Konflikt herunter, die deutsche Bevölkerung hat ihn kaum wahrgenommen. Der damalige amerikanische Präsident Bill Clinton bezeichnete es 2005 als den größten Fehler während seiner Amtszeit, dass die USA nicht in Ruanda einmarschierten, um das Morden zu beenden. Auch wenn es schwer gewesen wäre, den Kongress zu überzeugen, so hätte er es wenigstens versuchen sollen, so Clinton.

Ohne hier im Detail auf die historischen Daten eingehen zu können, ist es unumstritten, dass eine erhebliche Diskrepanz zwischen dem tatsächlichen Grauen und der öffentlichen Wahrnehmung und Hilfeleistung fest-

zustellen ist. Was war los mit der Empathie der Weltgemeinschaft? Haben die Spiegelneurone der Menschen in den zivilisierten Ländern und die der Politiker versagt?

### Hypothesen

Ein wichtiger Unterschied im Vergleich zu der Tsunami-katastrophe lag wohl darin, dass wir keinen persönlichen Bezug zu dem afrikanischen Land und zu den Menschen in Ruanda haben. Die Wahrscheinlichkeit, dass uns der Konflikt unter welchen Umständen auch immer betreffen könnte, ist ausgesprochen gering. Wir wissen kaum etwas über das Land, seine Geschichte, seine Stammesprobleme. Auch die Hintergründe des Völkermords sind kompliziert, sie hängen mit jahrelangen politischen Fehlentwicklungen zusammen, die wir kaum wahrgenommen haben. All das macht es für uns schwierig, Opfer und Täter klar zu identifizieren. Das Hauptproblem ist jedoch: Was könnten wir tun, wie könnten wir helfen? Wirtschaftssanktionen würden in einem Land wie Ruanda wenig ausrichten, humanitäre Hilfe wurde z. T. geleistet, doch das Entsenden von Truppen ist in Demokratien extrem unbeliebt und nur schwer umzusetzen. Außerdem ist der Erfolg militärischer Interventionen äußerst fragwürdig. Regierungen, die eine solche Intervention veranlassen, haben große Angst vor demütigenden Bildern, wie wir sie beispielsweise aus Somalia kennen. Dort wurden tote amerikanische Soldaten vor den Augen westlicher Fernsehkameras von Fahrzeugen durch die staubigen Straßen gezogen, was letztlich zum Abzug der US-Soldaten führte. Gegen solche Bilder sind politische Strategien oder hohe Opferzahlen machtlos. Wahrscheinlich sind dies die Gründe dafür, dass auch die UNO den Konflikt herunterspielte.

Eine weitere Gesetzmäßigkeit scheint in der Gewöhnung zu liegen. Die Berichte über Selbstmordattentate mit vielen Toten aus Afghanistan, dem Irak oder dem Nahen Osten nehmen wir zur Kenntnis, ohne dass sie noch allzu viel Mitgefühl erzeugen. Wir lassen hier keine Emotion mehr zu, weil wir nicht wissen, was wir dagegen tun könnten. Bei ähnlichen terroristischen Anschlägen in London oder Madrid sind wir emotional stärker involviert, weil die Bedrohung in unserer Nachbarschaft stattfindet, uns also früher oder später auch betreffen könnte, und weil dies bisher Gott sei Dank singulärere Ereignisse sind. Derzeit scheint die Vorstellung, dass Terroranschläge auch in Europa zur Regel werden könnten, unerträglich. Aber wahrscheinlich würden wir uns auch damit arrangieren, wenn es nicht anders geht. Wenn man sich mit Menschen unterhält, die den Weltkrieg miterlebt haben, so hört man immer wieder, dass die reale tägliche Bedrohung des Lebens keineswegs als so unvorstellbar grausam empfunden wurde, wie wir uns das heute in unserem relativ gewaltfreien Umfeld vorstellen.

Wenn wir uns an die Kriegsberichterstattung und die Aufmerksamkeit in der Bevölkerung sowie den Medien während des Balkankriegs, des Afghanistankriegs und des Irakkriegs erinnern, so war diese kurz vor Kriegsbeginn und bis ungefähr zwei Tage danach am höchsten. Je länger der Krieg dauerte, desto stärker sank die Anteilnahme. Außerdem ließ sich eine Fokussierung der Empathie feststellen: Opfer bei den Serben, den Taliban oder den Truppen Saddam Husseins haben wir kaum wahrgenommen, stattdessen konzentrierten wir die Empathie auf die Opfer, denen wir uns nahe fühlten.

### **Empathie, Aggression und Toleranz**

Das Auslösen von Empathie durch die Realität oder die Medien hat keineswegs nur positive Effekte. Je mehr aus Mitgefühl Mitleid wird, desto weniger sind wir zu einer rationalen Analyse der Situation fähig. Wir verfallen in Rachegefühle und Aktionismus, unsere Aggression und Gewaltbereitschaft gegenüber den vermeintlichen Tätern steigen mit zunehmender Empathie. Man will etwas unternehmen, um die Tat zu rächen, aber auch, um Wiederholungen möglichst auszuschließen. Da das Motiv für den Aktionismus allerdings eher in der Bearbeitung der Gefühle liegt, ist der Blick auf die Fakten getrübt. Wenn man dringend einen Täter für ein Verbrechen sucht, das die Gefühle aufgewühlt hat, verliert oft selbst die Polizei die tatsächliche Beweislage aus den Augen. Das gilt auch für die Medien und die Öffentlichkeit. Erst wenn der Schuldige gefunden ist, beruhigen sich die Gefühle. Die Gerichte machen sich dann später oft unbeliebt, wenn sie Angeklagte nach nachlässigen Ermittlungen mangels Beweisen freisprechen. Für die Bestätigung des Gefühls heißt die Formel: lieber den Falschen anklagen als gar keinen.

### **Mediale Empathiereize: Desensibilisierung und Menschenwürde**

Nun könnte man vermuten, angesichts der medialen Inflation von empathieauslösenden Darstellungen müssten wir allmählich so abgestumpft sein, dass wir nur noch auf außergewöhnlich brutale Gewaltaktionen mit vielen Opfern reagieren. Das ist aber nicht so. Viele Beispiele zeigen, dass die Abstumpfung in einem bestimmten Bereich keineswegs die Spiegelneurone und die Empathie grundsätzlich desensibilisieren. Berichte aus der Zeit des Nationalsozialismus über brutale KZ-Aufseher weisen darauf hin, dass diese ausgesprochen lieb zu ihren Kindern, ihrer Frau oder dem Hund waren und gerne klassische Musik hörten. Aber auch aus Jugendschutzdebatten gibt es entsprechende Hinweise. So sind nach § 4 Abs. 1 Nr. 4 Jugendmedienschutz-Staatsvertrag Beiträge verboten, „die gegen die Menschenwürde verstoßen,

insbesondere durch die Darstellung von Menschen, die sterben oder schweren körperlichen oder seelischen Leiden ausgesetzt sind oder waren, wobei ein tatsächliches Geschehen wiedergegeben wird, ohne dass ein berechtigtes Interesse gerade für diese Form der Darstellung oder Berichterstattung vorliegt; eine Einwilligung ist unbeachtlich.“ Wenn man dies liest, denkt man wahrscheinlich an Darstellungen von Menschen, die in Kriegen, bei Naturkatastrophen oder Verbrechen schwer verletzt oder entstellt wurden. Trotz zahlreicher entsprechender Szenarien, über die in den letzten Jahren berichtet wurde, gab es hierzu keine Beanstandungen. Dagegen wurde die Berichterstattung über die Rettungsaktion einer alten Frau moniert, die während der Flutkatastrophe von einem Hubschrauber aus ihrem überschwemmten Haus geholt wurde und dabei abstürzte. Die Beschwerde richtete sich vor allem gegen die Wiederholung der Bilder im Beitrag. In einem anderen Fall ging es um einen Bericht, in dem ein Hobbyfunker aus dem Nachbarhaus Videosignale einer Überwachungskamera empfangen hatte, wodurch er Zeuge der Misshandlung eines pflegebedürftigen alten Mannes durch seine Stieftochter wurde. Er schickte die Aufzeichnung an das regionale Studio eines Senders, der sofort die Polizei alarmierte. In dem Bericht ging es insgesamt um die Situation Pflegebedürftiger in Deutschland, zwischendurch wurden allerdings mehrere Male die Aufzeichnungen der Überwachungskamera eingeblendet, die in sehr schlechter Qualität und verfremdet zeigten, wie der hilflose alte Mann geschlagen und beschimpft wurde. Publikumsbeschwerden zu diesem Beitrag führten letztlich zu einer Beanstandung, die durch das Verwaltungsgericht bestätigt wurde.

Da Beanstandungsverfahren in der Regel aufgrund von Beschwerden aus der Bevölkerung durchgeführt werden, zeigen diese Beispiele einigermaßen repräsentativ, dass die emotionale Anteilnahme an Einzelschicksalen – vor allem, wenn es sich um hilfsbedürftige Menschen handelt – offenbar sehr viel höher ist als an massenhaften Opfern in Kriegs- oder Katastrophensituationen. Wahrscheinlich ist die Beschwerde der Versuch, das Gefühl der Betroffenheit und des Mitleids durch eine Aktion zu verarbeiten. Auch hier könnte man, was die Gefühlsbestätigung angeht, vermuten: lieber etwas im Endeffekt Sinnloses unternehmen als gar nichts.

Meist sind es aber solche Berichte, die öffentliche Debatten anstoßen und für Veränderungen sorgen. Dies zeigt nicht zuletzt die gegenwärtige Diskussion über die Verschärfung des Jugendstrafrechts, die aufgrund einer Videoaufzeichnung entstand, auf der zu sehen ist, wie zwei ausländische Jugendliche einen hilflosen Rentner brutal verprügeln. Solche Bilder erzeugen hohe Empathie – und die Politik versucht, darauf zu reagieren. Für die einen sind zu lasche Strafen der Grund für den Vorfall, für andere sind es die Richter, die das Jugendstraf-

recht nicht konsequent anwenden. Und für Bildungspolitiker ist die Tat ein Beweis dafür, dass zu wenig Geld in die Schulen gesteckt wird. Eine halbwegs rationale Debatte über das grundsätzlich richtige Ziel, alles zu tun, um solche Taten zu verhindern, erscheint nicht mehr möglich. So besteht die Gefahr, dass durch ziellosen Aktionismus das Gefühl vermittelt wird, solche Gewalttaten in Zukunft vermeiden zu können, was natürlich nicht funktioniert. Selbst wenn es gelingt, Jugendgewalt zu reduzieren: Einzelfälle wird es wahrscheinlich immer geben, sie lassen sich weder durch höhere Strafen noch durch bessere Bildung verhindern.

### Fazit

Was die Medienberichterstattung angeht, so ist die Empathie ein ganz wichtiger Effekt, der letztlich dazu führt, dass wir uns um andere kümmern, dass wir deren Perspektive verstehen und dass wir hilfsbereit sind. Unsere Empathiefähigkeit folgt aber nicht mechanischen Gesetzen, die etwa lauten könnten: Die Grausamkeit multipliziert mit der Menge der Opfer ergibt die Höhe der erzeugten Empathie. Wäre das so, könnten wir mit der Menge an medial simulierter Empathie wahrscheinlich nicht umgehen und wären völlig handlungsunfähig. Ob und wie wir reagieren, hängt zusammengefasst von folgenden Variablen ab: die Nähe zu den Opfern (Wohnort, Berührungspunkte, Ähnlichkeiten im Lebenslauf), besondere Hilfslosigkeit der Opfer (Kinder, Frauen, alte Menschen – so jedenfalls das Klischee), örtliche Nähe des Ereignisses, die Dimension des Schreckens, die Einzigartigkeit des Ereignisses, die Übersichtlichkeit der Zusammenhänge (man muss zwischen Tätern und Opfern, Ursache und Wirkung klar unterscheiden können) sowie Bilder, die anhand von Einzelschicksalen Nähe zu den Opfern erzeugen. Wir können unsere Empathie ausblenden, wenn wir uns für eine Partei (Angreifer – Verteidiger oder Freund – Feind) entscheiden müssen. Werden singuläre Schreckensereignisse zur Normalität oder haben wir das Gefühl, selbst bei hohem Einsatz nicht helfen zu können, reduziert das unsere empathische Reaktion ebenfalls.

Weiter muss bedacht werden, dass Empathie keinesfalls nur prosoziale Wirkungen hat. Sie schürt Aggressionen und Gewaltbereitschaft gegenüber den Tätern, aber auch gegenüber Menschen, die diesen ähnlich sehen oder ähnlich sind (z. B. Ausländer). In solchen Fällen sinkt die Toleranzbereitschaft. Dies ist dann besonders ausgeprägt, wenn die Täter Bevölkerungsgruppen angehören, die ohnehin im Visier von Vorurteilen stehen.

Auch wenn die Medien Perspektiven auf andere Menschen, andere Länder und Kulturen eröffnen und damit unsere Fähigkeit zu Empathie systematisch erhöhen, werden wir noch lange brauchen, bis wir auch ohne die Kon-

frontation mit dem Einzelfall Mitgefühl entwickeln können. Unsere Gefühlsausstattung hat sich an abstrakte Statistiken und rationale Einsichten noch nicht angepasst, unsere Spiegelneurone brauchen noch das konkrete Gegenüber. Dies müssen wir auch im Bereich des Jugendschutzes berücksichtigen.

**»Was die Medienberichterstattung angeht, so ist die Empathie ein ganz wichtiger Effekt, der letztlich dazu führt, dass wir uns um andere kümmern, dass wir deren Perspektive verstehen und dass wir hilfsbereit sind. Unsere Empathiefähigkeit folgt aber nicht mechanischen Gesetzen.«**

Prof. Joachim von Gottberg  
ist Geschäftsführer der  
Freiwilligen Selbstkontrolle  
Fernsehen (FSF).

